

Aspekte der Kirche

Ernst Käsemann¹

Seit meiner Jugend habe ich kirchliche Gemeinschaft erfahren, bin dadurch aufs stärkste bestimmt worden und habe sie meinerseits in allen Phasen meines Lebens mitzuteilen versucht. Auch für mich gibt es wie für Zinzendorf ohne sie kein Christentum. Konflikte sind in solcher Gemeinschaft und ihren einzelnen Formen keineswegs ausgeschlossen. Echte und tiefe menschliche Bindungen führen stets in Konflikte, müssen sich gerade in ihnen bewähren. Auf meinem Wege haben sie sich gehäuft. Die Ursachen, Schauplätze, Kontrahenten, Probleme, Ergebnisse wechselten. So geriet ich in dauernd andere Positionen, wurde nie einer Partei für längere Zeit hörig, bekam Streit mit früheren Freunden, während ehemalige Gegner zu Partnern wurden. In kirchlicher Gemeinschaft zu leben, blieb mir ein Abenteuer. Streckenweise wird man sogar nicht

¹ Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht. Mit diesem Aufsatz wurde der Sammelband »Kirchliche Konflikte« (Göttingen 1982) eingeleitet. *Ernst Käsemann* schrieb dazu in seinem Vorwort (S. 5): »Der erste Aufsatz in dieser Sammlung von Vorträgen und Meditationen, die im Laufe von fünfzehn Jahren vielerorts einzeln veröffentlicht, teilweise auch schon in andere Sprachen übersetzt wurden, zeigt an, welche Thematik erörtert werden soll. Er ist als Einleitung gedacht. Gesprächspartner, Gegner und ständig wechselnde Situationen zwangen mich, den eigenen Weg aus immer neuer Sicht heraus zu überdenken, deshalb die frühere Position zu verlassen und anderen Kurs zu steuern. Der Alte Adam blieb nonkonformistisch. Ich bin nicht sicher, ob das Wunder des neuen Menschen sich bei mir darin äußerte, daß ich es sogar in deutschen Landeskirchen konservativer oder reaktionärer Prägung bleiben durfte, mußte, konnte. Ein guter Theologe schwimmt jedenfalls nicht mit dem – säkularen oder kirchlichen – Strom, weshalb ich, ungeachtet vieler Versuchungen, nie römisch oder orthodox zu werden vermochte. Mindestens irdisch sind Protestanten stets unentbehrlich.

Es schien mir nützlich, weit in die Vergangenheit zurückzuschauen. So wird die Entwicklung augenfälliger, die ich nicht vorhersah, aber nun uneingeschränkt bejahe. Die exegetischen Besinnungen stellen heraus, daß ich versucht habe, zu hören, – wie ein Jünger es nach Jesaja 50,4 tun soll. Dabei ist mir immer bewußter geworden, daß die Bibel ein subversives Buch ist, mindestens an den heute unter uns geltenden Normen gemessen. Es richtet die Kirchen so sehr, daß deren Kritik an denen, die sich nicht einfach und pauschal ihnen unterwerfen, nur selten noch Gewicht hat. Autorität wird allein durch Dienst legitimiert, Tradition durch jene Vernunft, die jedenfalls Paulus mit der Liebe auf's engste verbunden hat. Keine Hierarchie und keine Bürokratie dürfen die Freiheit derer einschränken, die dem Nazarener gegenwärtig noch radikal folgen wollen. Ein alter Mann möchte junge Rebellen ermutigen, es auf eigene Gefahr hin mit dem zu wagen, den selbst die Kirche nicht ersetzen kann und der seine Jünger auch über kirchliche Grenzen und Barrieren hinüberspringen läßt«.

bloß ein Außenseiter, sondern ein Partisan zwischen oder hinter allerlei Fronten. Man hat zuweilen an dieser Feststellung Anstoß genommen. Gewöhnlich vergißt man, wenn man es überhaupt je gewußt hat, daß kirchliche Gemeinschaft nie ohne Einzelgänger bestanden hat. Auch Kritik und Opposition sind in ihr unverzichtbar, und in gewisser Hinsicht muß nicht nur der Prediger auf der Kanzel, der Theologe auf dem Katheder, sondern jeder Christ den andern Gliedern einer Gemeinde zum Gegenüber werden, wenn er nicht unfruchtbar in ihr untergehen soll. Amos und Paulus waren zweifellos für die Kirchen ihrer Zeit fast unerträgliche Gesellen. Es sind viele exkommuniziert worden, welche dienen wollten, eine gewichtige Aufgabe zu erfüllen hatten und später manchmal sogar heiliggesprochen wurden. Abraham hatte seines Vaters Haus und seine Freundschaft zu verlassen. Der Exodus gehört nicht allein zu jedem normalen Wachstum, sondern ebenso zur Jüngerschaft. Denn zum Himmelreich kommt man kaum auf ausgetrampelten Pfaden und in Kolonnen. Eigenes Denken und selbständige Schritte werden durch den Glauben nicht überflüssig gemacht. Hebammen, wie Sokrates es für seine Schüler sein wollte, können von niemandem entbehrt werden. Umgekehrt hält Gnade nicht ständig Babysitter für uns verfügbar. Häufig erweisen sich Lehrer, Gesinnungsgenossen, Anhänger als besondere Gefahr, Störenfriede, Nonkonformisten, selbst Ketzer als Wegweiser, sei es auch nur, indem sie uns unangenehme Fragen stellen, Alternativen zeigen, uns aus dem gewohnten Trott bringen. Die von Hebräer 11 anvisierte Wolke von Zeugen wird jedenfalls nicht bloß von den Repräsentanten bestimmter Konfessionen, Schulen, Gruppen gebildet, obwohl die meisten Ordnungshüter sich das wünschen und in ihrem Umfeld alles nach dem eigenen Bilde und der Weite oder Enge ihres Horizontes zu gestalten für notwendig halten. Unser Gott differenziert nach 1Kor 12,13ff und setzt Spannungen, ohne welche es nie Solidarität gibt. Getragen wird nur, wer auch ertragen kann.

Vielleicht nützt es den Jüngern mehr, wenn ein alter Mann sein Leben in und mit der Kirche als eine Geschichte von Konflikten erzählt, als wenn er harmonisiert, was irdisch nie harmonisch ist. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß man den Himmel vorwiegend als Sphäre der Harmonie betrachten darf. Jedenfalls möchte ich gleichsam als Testament für Freund und Gegner hinterlassen, wie ich Kirche im Lauf der Jahre sehen lernte und unter welchen Umständen das sich jeweils änderte. Vielleicht gewinnen andere dabei Mut, Geduld, Trost.

1. Der Christusleib

Der Glaube kann auf das Denken nicht verzichten. Sonst wird er steril. Als ich 1925 mein theologisches Studium in Bonn aufnahm, geriet ich aus Neugier in die Vorlesung Erik Petersons über den Römerbrief und war da-

von so fasziniert, daß seine Ausführungen weitgehend im Wortlaut bei mir hängen blieben und mir für Jahrzehnte die Probleme der eigenen wissenschaftlichen Arbeit gaben. Auch das Thema meiner Dissertation über die Kirche als Christusleib wurde unter diesem Einfluß konzipiert. Ich habe, obgleich mir das mehrfach nahegelegt worden ist, die 1933 publizierte Arbeit nicht wieder auflegen lassen, kann auch nicht mehr begreifen, daß meine Marburger Lehrer Bultmann und von Soden sie mit hohem Lob bedachten. Meinen Schülern habe ich die Zügellosigkeit nie gestattet, mit der ich selber nicht nur die Vorgeschichte und das religionsgeschichtliche Umfeld des Motivs, sondern auch seine Relevanz für die Theologie des Paulus und seiner Schüler spekulativ zu rekonstruieren suchte. Daß Wissenschaft entscheidend auf der Fähigkeit beruht, ihren Horizont zu begrenzen und bei den kühnsten Entwürfen radikaler Selbstkritik offen zu sein, habe ich seit damals gelernt. Immerhin verrät die rauschhaft niedergeschriebene und monströs auswuchernde Untersuchung, daß Petersons Verständnis des paulinischen Briefwerkes aus der hellenistischen Umwelt und der darauf folgenden, von mir als »Frühkatholizismus« bezeichneten Epoche mich so in den Bann geschlagen hatte, wie das nur einem ersten Semester passieren kann. Die Ernüchterung dessen, der sonst wahrscheinlich bald den Weg alles romantischen Fleisches nach Rom angetreten hätte, geschah in Marburg durch die dort herrschende »dialektische Theologie« und eifrige Lektüre Luthers, welche damals im Zeichen der sogenannten Lutherrenaissance beinahe obligatorisch war. Ich wurde, schon vom Pietismus darauf vorbereitet, bewußt und unwiderruflich »Protestant«, während H. Schlier gleichzeitig, am selben Ort, durch Bultmanns Seminare mit mir verbunden, in die entgegengesetzte Richtung wanderte. »Kontrastharmonie« hat das später einer meiner Freunde genannt. Der Primat der Christologie vor und über der Ekklesiologie konnte von nun ab für mich nie mehr im geringsten angetastet werden. Das Verhältnis ist irreversibel. Nur wo Christus ist, gibt es Kirche. Faktisch wird gelten, daß kirchliche Gemeinschaft normalerweise durch Christus geprägt und an ihm orientiert ist. Gleichwohl wird das nicht apodiktisch und dogmatisch erklärt werden dürfen. Es gibt stets Kirchen des Antichristen, welche die Herrlichkeit des Nazareners sich vereinnahmen wollen, und zwar bis in ihre Gottesdienste hinein. Es gibt auch überall jene Kirchen, welche ihren Herrn ungläubwürdig machen, in ihm einzig das Vorbild religiöser Bindung erblicken, ihr Kriterium nicht mehr den Gekreuzigten sein lassen, der allen Götzendienst entlarvt und christliche Weltanschauung problematisiert. Genau darum geht es jedoch beim Begriff des Leibes Christi, der den irdischen Herrschaftsbereich des Erhöhten, in seinen Gliedern verwirklicht, anzeigt. Die Kirche ist Spiegel und Werkzeug, »Organon« seiner Herrlichkeit. Sie ist es jedoch legitim nur im Schatten seines Kreuzes und einzig so, höchst zwielichtig, Anbruch der neuen Schöpfung.

Von dieser erst später präzisiert gewonnenen und formulierten Einsicht aus gesehen, hatte meine Dissertation immerhin zwei wichtige Bestimmun-

gen getroffen. Ohne die Tragweite meiner, mir selbstverständlich vorkommenden Entscheidung sofort zu ermessen, hatte ich Christologie und Anthropologie aufs engste verknüpft, als ich zunächst fragte, was »Leib« vor und bei Paulus überhaupt meint. Damit setzte ich voraus, daß die Funktion des Christusleibes analog zu der des Menschenleibes sei. Die Lehre vom Corpus mysticum in der späteren Dogmengeschichte mochte vielleicht berechtigt sein. Ausgehen wollte ich von ihr instinktiv nicht. Ebenso wenig setzte ich jedoch bei dem vulgären Verständnis von Leib als »Körper« oder »Person« ein, wozu antike Belege durchaus verführen konnten. War vom Gedanken des mystischen Leibes her die Beziehung auf die irdische Realität konkreter Menschen als Glieder dieses Leibes nur verschwommen, als »poetische« Ausdrucksweise, zu deuten, so konnte im zweiten Falle nicht klar gesagt werden, wie viele irdische Körper oder Personen sich in einem Körper oder einer Person des himmlischen Christus einen sollten. So erschien mir auch problematisch, in Anlehnung an die berühmte Fabel des Menenius Agrippa den Leib Christi konstitutiv als »Organismus« zu definieren. Dann wäre in 1Kor 12,12ff nur eine Metapher verwendet worden, welche sich allegorisch ausgestalten ließ. Doch stellte der Text ausdrücklich gleich im ersten Verse genau wie in Röm 12,4 Realität und Identität, nicht Vergleich und Möglichkeit fest. Danach erst, wenn es um das gegenseitige Verhalten der Glieder geht, greift der Apostel zum Vergleich und damit zu dem geläufigen Gedanken des Organismus. Noch ein Letztes mußte berücksichtigt werden: Leib Christi heißt bei Paulus nicht nur die Kirche, sondern wie in 1Kor 10,16ff auch der Kreuzesleib Jesu, an welchem eucharistisch Anteil gegeben wird. Wieder wird jedoch von da eine Beziehung zur Kirche und der Einigung ihrer vielen Glieder beim Mahl hergestellt. Hier fand ich den Schlüssel zur Bewältigung meiner Probleme, den mir weder eine ausschließlich christologische noch eine ausschließlich anthropologische Fragestellung bot. »Leib« mußte für den Apostel mehr sein als etwas Vorfindliches oder eine Weise der Existenz in ihrer Individualität. Zum mindesten in dem Abendmahlstext war er Möglichkeit und Modalität der Kommunikation. Das ergab Sinn für alle andern Stellen. Als Leib gehört der Mensch der Erde mit ihren Gaben, Notwendigkeiten, Bedürfnissen, Leiden an, kann er sich mit allen Geschöpfen verbinden oder trennen von dem, was ihm mißfällt oder feindlich ist, hat er Herren im Alltag, unterliegt er dem Zwang der Mächte und Gewalten, wird er Diener Christi oder als »Fleisch« Rebell gegen Gott, in seiner Sexualität sogar eins mit der Hure. In seinem Leibe bleibt der erhöhte Christus irdisch präsent, teilt er sich selber durch seine Glieder und die Kirche im ganzen der Welt mit, wie er es vorher als Nazarener getan hat, beansprucht er andererseits als Kyrios den Gehorsam der Seinigen wie der ihm vom Vater verheißenen Welt. Was Christologie, Anthropologie und Sakramentslehre in diesem Zusammenhang verbindet, ist das Verständnis von Leiblichkeit als Teilgabe und Teilhabe, kosmisch gesehen: die Zu-

gehörigkeit zu einer Welt, sei es des Segens oder des Fluches, Gottes oder der Dämonen. Sogar die Auferweckung, die eben nicht modern das Überleben des Grabes meint, betrifft nach Paulus die Leiber, sofern sie in die Welt stellt, in welcher Gott nicht mehr angefochten und er allein für das von ihm Geschaffene da ist, »alles in allem«, endgültig Sieger und Befreier.

Vorausgesetzt war bei dieser Interpretation Bultmanns grundlegende und von mir stets festgehaltene Einsicht, daß die Begriffe der paulinischen Anthropologie im allgemeinen nicht griechisch den Bestandteil des Menschen, sondern den ganzen Menschen in seinen verschiedenen Ausrichtungen, Fähigkeiten, Selbsterfahrungen bezeichnen. Nicht begriffen habe ich, daß Bultmann, der meine Dissertation unverdient ausgezeichnet hatte, sich niemals direkt mit meiner Analyse auseinandergesetzt hat. Er konnte nicht übersehen, wo wir uns schieden. Er blieb der idealistischen Tradition verhaftet, wenn er mit dem Begriff »Leib« das Verhältnis des Menschen zu sich selbst und insofern auch die Möglichkeit angesprochen fand, sich von sich selbst zu distanzieren. Das »Selbstverständnis« war für ihn entscheidend, und er war geneigt, im Leibe jene irdisch gebundene Existenz zu sehen, welche es glaubend wie erkennend zu transzendieren galt. Für mich kam im Gegensatz dazu alles darauf an, daß Existenz im Leibe anderem verbunden ist und bleibt, nie isoliert und als selbständige, mündige Individualität betrachtet werden darf, so daß auch die Möglichkeit der Selbsttranszendierung entfällt. In gewisser Weise war meine Deutung »materialistisch«. Ich wollte die »Körperlichkeit« nicht missen, deshalb aber auch nicht die Zugehörigkeit wie zur Erde, so zu einer, jeweils durch Schöpfung, Sünde, Erlösung, Auferweckung verschieden bestimmten »Welt« und ihren ebenfalls verschiedenen Herren und Verhältnissen. Autonomie des Menschen war von da undenkbar, umgekehrt die kosmische Ausrichtung jedes einzelnen stets gegeben, wenngleich in den besonderen Herrschaftsbereichen andersartig. Man lebt nie wirklich allein, nicht einmal in seinen Gedanken. Man lebt in Ewigkeit mit, für, gegen, unter oder – als Autorität – über etwas anderem, mit Nächsten, Feinden, Herren, Brüdern, Tieren, Pflanzen, Dämonen, guten »Engeln«, Gott oder Satan. Man lebt also stets, und nochmals in Ewigkeit, zu einer Welt zugehörig und ihrem jeweiligen Herrscher. In Summa: Existenz ist Teilhabe und Teilgabe, sei es im Segen oder Fluch, im Gehorsam oder in Rebellion, in Lust und Leid, mannigfach, aber immer »begabt«, mannigfach, aber immer in gutem oder bösem Dienst.

Von da war leicht einzusehen, daß Paulus den Christusleib, den er zunächst als weltweiten irdischen Herrschaftsbereich Christi, also realistisch, nicht metaphorisch, beschreibt, mit dem Organismusgedanken der Popularphilosophie verbinden kann, wenn er auf das Verhältnis der verschiedenen Christen untereinander zu sprechen kommt. Man lebt immer dienend unter guten wie bösen Herren. Wenn man es in der Herrschaft Christi tut, kommt es zur Solidarität mit allen Menschen, zur Bruder-

schaft in der Kirche, wie es einem Organismus entspricht. Diese Betrachtungsweise konkretisiert also die erste des Herrschaftsbereiches. Wo Christus regiert, lebt sein Jünger, wie er selbst es irdisch getan hat, im Dienst an allem, was Menschenantlitz trägt.

Damit stehen wir wieder vor dem bereits angedeuteten andern Aspekt meiner Dissertation, den ich später schärfer betont, aber nie aufgegeben habe: Der Christusleib darf nicht mit einem religiösen Verbands- oder einer weltanschaulichen Gesinnungsgemeinschaft verwechselt werden, wie es nur möglich ist, wo man, wie es zu Beginn des Jahrhunderts vorwiegend geschah, von der Lokalgemeinde oder der kirchlichen Institution ausgeht. Auch die spätere Alternative von Institution, in Deutschland als »Volkskirche« gesehen, und Ereignis, also missionarischer Bewegung, bleibt zu schematisch und phänomenologisch, nicht deutlich genug von vornherein durch die Christologie bestimmt, deshalb auch die ökumenische Perspektive nicht präzise aufdeckend. Der Christusleib ist Welt im Zeichen der Gnade, in der Herrschaft des Nazareners als des von Gott designierten Pantokrators. Sie ist die neue Schöpfung, die endzeitlich auf die alte zurückweist, diese aus der Gewalt der Dämonien herausreißt, in der irdischen Gegenwart Anbruch des Reiches der Auferweckung aus den Toten repräsentiert. Darüber wird später ausführlicher zu sprechen sein. Hier möge genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß solche Feststellung in einer Zeit aktuell war, in welcher unsere Erde zu schrumpfen begann und die ökumenische Bewegung auch uns in Deutschland allmählich sichtbar wurde. Nach zwei Seiten hin entfernte ich mich also vom liberalen, letztlich jedenfalls in Deutschland gängigen idealistischen Erbe meiner Schultradition: Die Vorstellung des Individuums wurde von mir durch die des Gliedes in einem Herrschaftsbereich ersetzt, womit zugleich die Kategorien der »Autonomie« oder »Mündigkeit« wie der »Selbstverwirklichung« sinnlos und sogar mit der Wirklichkeit unvereinbar wurden. Das Glied am Christusleibe wird niemals selbständig, mündig, kann sich nicht selbst verwirklichen und braucht es nicht zu versuchen, weil es durch seinen Herrn identifiziert und unverwechselbar geworden ist. Ebensovienig konnte ich mich mit einer wieder zutiefst idealistischen Ethik der Ich-Du-Beziehung zufrieden geben. Die Welt ist der Schauplatz Christi, darum auch der Kirche bis in den nur scheinbar begrenzten Alltag ihrer Glieder. Die Tür zur ökumenischen Realität war für mich aufgestoßen.

2. Das Priestertum aller Gläubigen

Im Kampf der Bekennenden Kirche erfuhren wir als vielleicht schmerzliches Erleben das Versagen so gut wie aller bestehenden Kirchenleitungen, was jedenfalls mich ihnen gegenüber immer kritisch hat sein lassen. Wir erfuhren zugleich das Versagen und weithin den Verrat jener sogenannten Amtsträger, welche im ausgeprägten Luthertum so scharf

der Gemeinde gegenübergestellt worden und faktisch zumeist für das Gemeindeleben allein verantwortlich waren, die oft genug andere nur zum Dienst heranzogen, soweit sie die Kontrolle über sie behielten, und die angeblichen »Laien« mehr oder weniger als die ihnen anvertraute Herde betrachteten. Für diejenigen, welche zu denken und aus Erfahrung Folgerungen zu ziehen vermochten, war damit jeder hierarchische Aufbau kirchlicher Ordnung ein für allemal problematisch oder sogar nicht länger akzeptabel geworden. Selbst biblische Anweisungen zum Amt wie in den Pastoralbriefen, aber auch die Konzeption Luthers, Vilmars, Löhns und vieler anderer, von den römischen und orthodoxen Konfessionen zu schweigen, wurden unglaubwürdig und wenigstens für unsere Zeit unbrauchbar. Wir waren gezwungen, uns auf das Priestertum aller Gläubigen zurückzubesinnen und eine Ordnung der Bruderschaft zu entwickeln, selbst wenn Perfektion auch dabei nicht erreichbar war, wie wir auf unsern Synoden mit Kummer erfuhren.

In meiner Dissertation war dieser Entwicklung theoretisch vorgearbeitet, als ich dort entdeckte, daß für Paulus der Christusleib die Fülle der Charismen umschließt, sich irdisch eben darin äußert, daß alle Christen ihr besonderes Charisma haben. Insofern sind alle Christen, und zwar nicht bloß im Kämmerlein als Fürbittende, sondern im Alltag der Welt »Amtsträger«. Was über Ordination seit dem Judentum gegolten hat und verbindlich wurde, war durch den Apostel, der keineswegs zufällig die Ordination nicht kennt oder kennen will, überholt. Das Charisma wird mit der Berufung, also schon in der Taufe, begründet, wie 1Petr 2,5ff zweifellos von der Taufe her das »ausgewählte Volk« als heiliges Priestertum anspricht. Ordination kann dann, wenn sie wie in der nachpaulinischen Generation gegenüber dem Schwärmertum eingeführt wird und sich als notwendig erweist, nur Zurüstung zu einer bestimmten, lokal und temporal begrenzten Ordnungsfunktion sein, durchaus nicht mit Theorien von Sukzession und einzigartiger Legitimität zu verherrlichen. In apostolischer Sukzession stehen wir alle, sofern wir in der Nachfolge echter Jünger verbleiben. Anders ist sie eine Konstruktion derer, welche die Kirche mit untauglichen Mitteln sichern, vor allem Würdenträger in ihr aus dem geziemenden Stande der »Bürdenträger« erhöhen wollten. Jeder Charismatiker hat seine eigene Würde und Autorität, ist im Vollzug der ihm verliehenen Fähigkeit der übrigen Gemeinde gegenübergestellt und von ihr zu respektieren, wie es Propheten, Predigern, Lehrern, als stärker gefährdet, in besonderer Weise zukommen mag. »Laien« gibt es nur in dem Sinn, daß wir alle es als Glieder des Gottesvolkes sind, zugleich auch alle »Priester«. Wer beides einander konfrontiert und das durch ein Kreuz auf dem Bauche reichlich lästerlich oder lächerlich öffentlich dokumentiert, versündigt sich an der Ehre der Ausgewählten Gottes, welche nach 1Kor 6,2 einst die Welt richten werden und schon heute ihre Ordnungsfunktionäre in den Kirchenleitungen mehr kritisch als nachsichtig kontrollieren sollten.

Solche Polemik ist nicht an den Haaren herbeigezogen. Sie erwächst aus jener Auseinandersetzung, welche die Bekennende Kirche in den Jahren 1941/42 über das Vikarinnenamt zu bestehen hatte. Eine starke Theologienkommission kam damals zu insgesamt fünf Sitzungen in Halle zusammen, die sich unter der Leitung von Ernst Wolf und Julius Schniewind jeweils durch zwei Tage und größtenteils auch Nächte hinzogen. Gleich zu Beginn wurde klar, daß das anstehende, durch den kriegsbedingten Ausfall vieler Pfarrer drängend gewordene Problem nur gelöst werden könne, wenn man sich zuvor umfassend auf das Wesen des kirchlichen Amtes überhaupt besonnen hatte. Obwohl die Teilnehmer sich untereinander sonst eng verbunden wußten, kam es sofort zu stürmischen Debatten. Die Repräsentanten eines traditionellen Luthertums konnten Frauen nicht zubilligen, was 1Kor 14,34 ihnen ausdrücklich verwehrte. Diakonie wollten sie im weitesten Sinne, notfalls auch mit Ausnahmebefugnissen anerkennen. Das Amt der öffentlichen Verkündigung generell der Vikarin zuzugestehen, bedeutete für sie einen Eingriff in die *jure divino* legitimierte Ordnung, welche durch Ordination sanktioniert worden war. In diese Situation warf ich, auf meine Dissertation zurückgreifend, die paulinische Lehre von den Charismen, um die starren Fronten aufzulockern. 1Kor 14,34 ist ein zeitbedingtes Verbot im Kampf des Apostels mit dem Schwärmertum. Dieses versteht besondere Geistesgaben als himmlische Auszeichnung einzelner Gemeindeglieder und läßt ekstatisch begabte Frauen in den Gottesdiensten eine hervorragende Rolle spielen. Paulus begegnet der drohenden Vergewaltigung der übrigen Gemeinde, indem er eine andere Konzeption kirchlicher Ordnung den Enthusiasten entgegenhält und sie allein als konstitutiv und christlich legitim erklärt. Mit den Gegnern stimmt er darin überein, daß der Geist die Gemeinde regiert. Doch macht er geltend, daß, wie Röm 8,9 es formuliert, jedem Christen Anteil am Geiste gegeben ist, niemand ohne den Geist Christ bleiben kann. Der Geist ist also nicht Personen privilegierende Macht, sondern irdisch wirksame Präsenz Christi und seiner alle Jünger segnenden Gnade. Diese ruft zum gegenseitigen Dienst, indem sie dazu, zugleich mit der Sendung, durch ihre Gaben fähig macht. Gegenseitiger Dienst ist aber nur möglich, wenn Geist und Gnade nicht pauschal, sondern differenziert gegeben werden, jeder von seinem Herrn seine eigene Fähigkeit und seinen besonderen Auftrag bekommt.

Wahrscheinlich hat erst Paulus den Begriff Charisma in die theologische Sprache eingeführt, also technisch verwandt, um diesen Sachverhalt herauszustellen: Charisma ist die Projektion der Charis in das Einzelleben, gleichsam die Individuation der Gnade, die jeden an seiner Stelle, auf seine Weise zum Dienst befähigt und gerade mit solcher Differenzierung den gesamten Alltag der Welt christlich durchdringen läßt. Keiner untauglich und überflüssig, keiner untätig und ohne Verantwortung, alle zum Angriff der Gnade auf den Kosmos noch in seinen verborgensten Schlupfwinkeln gesandt! Das ist die Ordnung der Kirche als des Christus-

leibes, die wahrhaftig nie einen Status quo sanktioniert. Das ist ebenso die Begründung der allgemeinen Sendung, dem Evangelium überall öffentlich zu dienen und es, aus dem jeweils besonderen Stande des einzelnen heraus, öffentlich zu verkündigen, also das bereits mit der Taufe *jure divino* jedem Christen verliehene Amt. Nichts und niemand darf es einschränken, nie darf es andern überlassen werden, so daß man sich selber ins Private zurückzieht. Liebe und Verstand verbinden sich darin, der Unordnung zu wehren und irdische Zweckmäßigkeit auch in der Gemeinde nicht zu verleugnen, weil gegenseitiger Dienst die Norm empfangener Gnade bleibt. So wird denn die unsichtbare Kirche im Priestertum aller Gläubigen sichtbar und ist doch darin unsichtbar, daß keine Verwaltung, kein Gesetzbuch, sondern allein Gnade dieses Priestertum intakt und lebendig hält. Ohne den Geist gibt es keine echte christliche und kirchliche Ordnung. Hierarchie der Werte und Würden ersetzt nicht den Christus, der zwar sich selber allen, aber niemandem Privilegien gibt.

Unsere Erörterung hat ihren schriftlichen Niederschlag in der durch Otto Michel veranlaßten Tübinger Dissertation von *F. Grau*, »Der neutestamentliche Begriff Charisma«, 1947 gefunden. Man sollte vermerken, daß dieses Thema seit der 3. Auflage von *Gunkels* »Die Wirkungen des Heiligen Geistes« 1909 nicht mehr seitens protestantischer Theologie bearbeitet worden war. Hier zeigt sich, wie wenig sowohl das herrschende liberale Lager wie die ihrer orthodoxen Tradition folgenden konservativen Lutheraner Paulus vernommen und verstanden hatten, wo immer man sich um das reichlich verhandelte Problem des kirchlichen Amtes bemühte. Dabei hatte schon *Rudolf Sohm* in seinem berühmten und noch heute ungewöhnlich interessanten »Kirchenrecht« von 1892 die Weichen für eine notwendige Untersuchung gestellt, was aber wohl erst von Erik Peterson für den Begriff Charisma erkannt wurde. Wie alle Wissenschaft ist auch die Theologie blind, solange nicht akute Interessen oder Einzelgänger sie auf Trab bringen. Wird jedoch an unvermuteter Stelle ein Stein ins Wasser geworfen, speit sie Mengen von Literatur aus, wie sich nunmehr gerade zu unserem Thema zeigt. Ebenso gehört es zu ihren Überraschungen, daß ein Lehrer auf dem Wege zur Konversion mir den Begriff unvergeßlich einprägte, von welchem aus die römisch-hierarchische Ekklesiologie im reformatorischen Sinne überwunden werden konnte. Für Peterson selber waren freilich die Charismen nur die den »Laien« zukommenden Hilfsfunktionen des episkopalen und angeblich in apostolischer Sukzession stehenden kirchlichen Lehramtes. Vielleicht hat das auf den Lauf unserer Diskussionen in den Kriegsjahren eingewirkt, so daß wir uns schließlich auf die öffentliche Verkündigung durch Frauen einigen konnten. Man sprach allerdings nur von der Vikarin. An die Pastorin, erst recht die Pfarlerin wagte noch niemand zu denken oder sagte es wenigstens nicht. Auf Anregung von Schniewind wurde auch, allein gegen die Stimme Hermann Diems, beschlossen, daß der Frau nicht der Vorsitz im kirchenleitenden Organ des Presbyterium zugestanden werden und so 1Kor 14,34

wenigstens eine Konzession erhalten sollte. Im Laufe der Zeit ist diese Klausel vergessen oder schamhaft verschwiegen worden. So haben wahrscheinlich die konservativen Glieder der Kommission der Anschauung vom allgemeinen Priestertum nicht entgegnet wollen, jedoch die öffentliche Verkündigung durch die Frau im Grunde nur als Hilfsdienst während der Kriegszeit angesehen, der später wenigstens unter Kontrolle gehalten, vielleicht auch wieder eingeschränkt werden könnte. Sie konnten sich auf neutestamentliche Zeugnisse stützen: Auch Paulus stellt heraus, daß es wichtigere und verborgenere, unbedeutendere Charismen gibt, wengleich er nach 1Kor 12,22ff die letzten in der Gemeinde geschätzt wissen will. Eph 4,11ff verschärft diese Sicht und nennt betont bloß die verschiedenen Varianten der Verkündigung. In den Pastoralbriefen gilt schließlich bloß noch der, jedenfalls meiner Meinung nach, monarchische Episkopat als Träger des durch Ordination und in apostolischer Tradition weitergegebenen Charisma. Gegen das Schwärmertum ist nun die Kontrollfunktion über die Predigt die wichtigste Aufgabe in der Gemeinde, und schon hier werden alle sonstigen Dienste als Unterstützung der leitenden Organe betrachtet. Offensichtlich hat sich die paulinische Kirchenordnung vom Charisma her in den Auseinandersetzungen mit dem Enthusiasmus nicht behaupten können. Das hierarchische Denken hat sie mit historischer Notwendigkeit abgelöst. Historische Notwendigkeiten haben aber, wenn anders man Realitäten respektiert, immer zugleich theologische Relevanz. Das besagt freilich nicht, daß sie deshalb unantastbar und unumkehrbar wären. Theologische Relevanz hat auch die historische Kritik, welche steril gewordene Zustände und mißbrauchte Befugnisse im Rückgriff auf zentrale Anschauungen der Bibel korrigiert oder unter Umständen aufhebt. Anders würde man vergessen, daß Christus der Herr seiner Kirche und der Heilige Geist ein Kritiker auch der christlichen Gemeinde und ihrer Ordnungen bleibt.

Wir haben einzugestehen, daß bei uns das volle Pfarramt der Frau sich nur unter schweren Geburtswehen und in einer dafür günstigen Situation durchgesetzt hat. Wir können nicht übersehen, daß es noch immer in andern kirchlichen Gemeinschaften bestritten wird und ein Ende dieses Streites nicht absehbar ist. Wir müssen endlich feststellen, daß Paulus, wie Peterson es formulierte, in der ganzen Kirchengeschichte ein »Apostel der Ausnahme« geblieben ist, zumeist mißverstanden und immer wieder zurechtgestutzt. Vom Priestertum aller Gläubigen ist gewöhnlich nur erbaulich geredet. Praktiziert ist es in radikaler Weise allenfalls durch Sekten und nur zeitweise in den großen Kirchen. Auch wir haben die Versuche der Bekennenden Kirche, von Bruderschaft her Gemeinden und Gesamtkirche zu organisieren, nicht verwirklichen können. Es ist vielmehr jene Verwaltungsform restauriert worden, welche dem Obrigkeitsstaat entspricht und Bruderschaft häufig als illusionär erscheinen läßt. Wie in der katholischen Kirche das Vatikanum II sehr schnell reaktionär zurückgeschraubt wurde, ist die deutsche Bekennende Kirche –

übrigens im Unterschied zu den Niederlanden! – ohne bleibende Frucht für Gemeinde und in der Kirchenleitung geblieben. Unser Kampf hat letztlich bloß Narben und an manchen Stellen auch offene Wunden hinterlassen. So sei in Protest und Widerstand gegen den Status quo das allgemeine Priestertum als heute unverzichtbare Form des Überlebens postuliert, wo Christenheit sich vom Idol einer Volkskirche abwendet und die Realität einer Minorität entschlossen akzeptiert.

3. *Das wandernde Gottesvolk*

Vom Lehrer Bultmann und seiner Marburger Schule lange zur Annahme des »erlösten Erlösers« verführt, wie *Richard Reitzenstein* ihn uns vor Augen gestellt hat, habe ich von da aus auch die Christologie des Hebräerbriefs verstehen zu sollen geglaubt. Das mußte Konsequenzen noch in der Ekklesiologie haben, welche sich in dem 1938/39 erschienenen Buche »Das wandernde Gottesvolk« niederschlugen. In drei Jahren einer für den Pfarrer einer großen Industriegemeinde sehr mühseligen Arbeit hatte ich das Material zusammen, mit dem ich 1937 in vier Wochen Untersuchungshaft den ersten Entwurf für die im folgenden Winter ausgearbeitete Fassung niederschreiben konnte. Der Krieg hat verhindert, daß mir ein breiteres Echo zuteil wurde. Als das geschah, war die Situation der Nazizeit bereits überholt, so daß mein religionsgeschichtliches Konzept das mir wichtigere theologische Anliegen ziemlich verdeckte. Indem ich Kirche als das neue Gottesvolk auf seiner Wanderschaft durch die Wüste, dem Anfänger und Vollender des Glaubens folgend, beschrieb, hatte ich natürlich jene radikale Bekennende Kirche vor Augen, die sich in Deutschland der Tyrannei widersetzte und die zur Geduld gerufen werden mußte, um den Weg durch endlose Wüste fortsetzen zu können. Der Nachdruck von 1957 sollte wenigstens auf das zurückblicken lassen, was wir erfahren hatten. Tatsächlich ist seitdem die Christenheit beinahe selbstverständlich als endzeitliches Gottesvolk verkündet worden. Sogar das Vatikanum II nahm solche Konzeptionen auf, leider nur scheinbar sein hierarchisches Ordnungsgefüge in Beziehung zum sogenannten Laienapostolat bringend. Denn auf der Hand liegt, daß man ernsthaft nicht vom Gottesvolk in Verhältnissen der westlichen Demokratie sprechen kann, wenn damit nicht gerade das Gewicht der angeblichen Laien herausgestellt werden soll. Der deutsche Protestantismus hatte in seiner größten Not erfahren, daß alle Strukturen zerbrochen werden können, die Christenheit jedoch weiterlebt und sogar zur Zuflucht aller Unterdrückten, zum Mund aller Verstummtten, zum Zeichen evangelischer Freiheit für Menschen in der Knechtschaft werden kann. Sie wird es freilich nicht bleiben, wenn sie sich auf ihre Behörden, ihre Berufstheologen, ihre geistlichen Führer verläßt, so gewiß all das in normalen Zeiten nicht entbehrt werden kann und in Gefahr stellvertretend

leiden und die rechte Richtung anzeigen mag. Wo es wirklich auf Hauen und Stechen geht, entscheiden in der christlichen Gemeinde die kleinen Leute an der Basis, sofern sie in ihrem Alltag die Knie nicht vor Baal beugen und sich so sehr sichtbar als Christi Platzhalter und Amtsträger in einer feindlichen Umwelt bewähren. Sie repräsentieren das Gottesvolk im ganzen und demonstrieren die Herrlichkeit ihres Herrn dort, wo diejenigen versagen, fallen, beseitigt werden, welche so etwas wie eine kirchliche Oberschicht bildeten und als solche bekannt waren. Wie das Christenleben allgemein, sollte kirchliche Hierarchie, falls das überhaupt so ausgedrückt werden darf, sich durch Standfestigkeit im Leiden und Widerstandsfähigkeit gegen Verführung seitens ihrer Umwelt erweisen. Denn das irdische Gottesvolk ist die Schar derer, welche das Kreuz auf der Brust nur tragen dürfen, wenn sie es zuvor auf ihrem Rücken mit sich geschleppt haben.

Die Vorzüge dieses Kirchenbegriffs liegen auf der Hand. Zu lange und zu ernsthaft war auch ökumenisch erörtert worden, ob Kirche mehr als »Institution« oder von ihrer Sendung her mehr als »Ereignis« verstanden werden sollte. Schon die Alternative ist falsch, weil Institution nur Ruine sein kann, wenn sie nicht als Ereignis lebendig in ihre Umgebung wirkt. Sie war auch recht abstrakt und formalistisch, weil weder Christi Herrschaft dabei angemessen und entscheidend zum Ausdruck kam noch sichtbar wurde, daß diese Institution und dieses Ereignis nicht durch Strukturen, jedoch ebensowenig durch eine sich bewegende Masse bestimmt wird. Beide Male sind »wir« es, also vielfältig einzureihende Menschen, die im Zeichen der Nachfolge des Nazareners geeinigt sind. Die personalen Beziehungen zum Herrn, zum Nächsten und Fernsten, zur Bruderschaft wie zur Welt bleiben ausschlaggebend.

Dieser Kirchenbegriff ist allerdings auch wie alle Theologoumena gefährlich, weil mißverständlich und dann in die Irre führend. Vor allem gilt es zu beachten, daß das Gottesvolk nur in übertragenem Sinne »Volk« genannt werden kann. Weil man hier nicht präzise dachte, geriet man immer wieder in Zweideutigkeit und falsche Theologie. Das zeigt sich bereits, wenn man, in Deutschland anscheinend unausrottbar, von »Volkskirche« spricht. Jeder sieht, daß die Christenheit in allen Ländern, zumal in denen des weißen Mannes, eine Minorität bleiben muß und in unsern Regionen auch dauernd mehr wird. Sie fällt nirgendwo mit ihrem jeweiligen Gastvolk zusammen. Es ist töricht, sich zu verteidigen, indem man auf den missionarischen Willen verweist, das völkische Umfeld möglichst intensiv und geschlossen zu durchdringen. Mit solcher Devise haben uns 1931-1933 die deutschen Christen verlockt, Nazis zu werden. Solchen Willen hat im übrigen jede Sekte und jede Partei, von denen wir uns deutlich abheben müßten. Der Ursprung des Begriffes liegt darin, daß es faktisch seit der Antike stets Nationalkirchen gegeben hat, diese regionale Gliederung heute jedoch romantisch zur Grundlage einer Ideologie gemacht worden ist, in welcher Christentum und Volk

als einander zugeordnet betrachtet werden. Daraus erwächst notwendig wie aus jeder Ideologie Realitätsferne und Verquickung von Sendung mit Anmaßung im politischen wie im privaten Felde. Es wäre ein bedeutender theologischer Fortschritt, wenn Idee und Begriff der »Volkskirche« endlich aus kirchlicher Sprache verschwänden.

Nur Israel konnte sich »Gottesvolk« so nennen, daß der religiöse Verband zugleich ein nationaler war. Doch konnte selbst es als »auserwähltes«, durch Gottes Offenbarung und Gebot am Sinai zusammengefügt Volk nicht einfach auf die gleiche Ebene mit andern Völkern gerückt werden. Im Laufe seiner Geschichte traten beide Komponenten seines Volkstums auseinander, daß vom »heiligen Rest« und von den »verstreuten Stämmen« gesprochen werden mußte, das toratreue »Israel« sich selbst nicht mehr mit allem identifizierte, was das ursprüngliche Ehrenprädikat »Jude« beanspruchen konnte, umgekehrt keineswegs alle »Juden« noch Glieder des Bundesvolkes sein wollten. Gemeinschaft und Separation sind immer zusammen auf dem Plan gewesen und sind es bis heute, sogar noch im wiedererstandenen Staate geblieben. Das Neue Testament setzt diese Dialektik voraus und stellt das Christentum in sie hinein, indem es »alt« und »neu« ebenso gegen eine bruchlose Kontinuität des Gottesbundes treten läßt, wie es in »Israel« als dem Volk der Verheißung den »wahren Juden« von dem abgefallenen, ungläubigen, verstockten unterscheidet. Leider begreift man solche Dialektik weithin in der Christenheit nicht mehr. Wie in den Zeiten des Liberalismus Kirche und Synagoge, nicht selten sogar Altes und Neues Testament nur antithetisch gesehen wurden, so fällt man, zumal nach der Judenverfolgung im Dritten Reich, heute oft unkritisch ins Gegenteil.

Man tut es nicht bloß in Deutschland. Zwei charakteristische Beispiele seien herausgegriffen: Offensichtlich beruht die lateinamerikanische Befreiungstheologie, welche, in ihrer Umwelt durchaus angemessen und notwendig, das Evangelium für die Unterdrückten hörbar werden läßt, auf einer unreflektierten Identifikation christlicher Rebellen mit dem alttestamentlichen Gottesvolk. Darum wird die Geschichte vom Exodus aus Ägypten zur Mitte der Verkündigung, wie es übriges in früheren Zeiten und andern Kontinenten ebenfalls geschehen ist. Ein gewisses theologisches Recht dazu soll nicht bestritten werden. Wie der Sinaibund ohne die Erzählung vom Exodus seinen Sinn verliert, so darf man die Notwendigkeit eines radikalen Exodus im Gefolge Abrahams, der Jünger Jesu, in Erinnerung etwa an den Hebräerbrief und die Apokalyptik auch in der christlichen Predigt nicht unterschlagen. Schon die Taufe ruft als Herrschaftswechsel jeden einzelnen Christen dazu auf, und evangelische Freiheit darf heute noch weniger als je zuvor spiritualisiert werden. Zeigt sie sich nicht als Widerstand und Trennung von aller, eben auch säkularer Tyrannenmacht, so wird sie zum Opiat. Umgekehrt darf die Freiheit des Glaubenden nicht »Vinceremos« schreien, ohne zu bedenken, daß das Volk des Auszugs in der Wüste umgekommen ist und Gol-

gatha kein Unglücksfall und keine letzte Barriere auf der Siegesbahn von Stürmern war. Als Heidenchristen haben wir nicht die Verheißung, irdisch ins gelobte Land zu gelangen, so bitter das allen sein mag, die sich auf den Weg ohne Rückkehr gemacht haben. Von außen gesehen, sind Christen wie Kirchen vielleicht sogar normalerweise die Verlierenden. Erfolg steht nicht in ihrem Wortschatz. Der hermeneutische Schlüssel zum Neuen Testament, der in 2Kor 3 wie in Offb 4-5 aufgewiesen wird, zugleich auch die Differenz von Evangelium und Ideologie ist die Frage, ob das Neue Testament vom Alten her, Golgatha vom Exodus aus interpretiert wird oder umgekehrt. Überwindung geschieht christlich in unserer Welt *sub contrario*, nämlich als Auferweckung von den Toten, was allerdings zuweilen, wunderbar und Staunen wie Furcht erregend, sich schon irdisch ereignet. Das christliche Gottesvolk bleibt Volk unter dem Kreuz, obgleich Enthusiasten das nicht gern hören, erst recht nicht wahrhaben wollen.

Das zweite Beispiel kirchlichen Mißbrauchs der Anschauung vom Gottesvolk ist durch die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland 1980 dargeboten worden, als sie die »Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« durch einen feierlichen Beschluß in Gang zu setzen versuchte. Wer selber der deutschen Generation angehört, welche für Verfolgung und Mord der Juden in nicht zu leugnender Kollektivschuld verantwortlich ist, wird Protest dagegen nur schweren Herzens erheben. Umgekehrt wird gerade er nicht schweigen dürfen, wie es unbegreiflicherweise fast alle Landeskirchen und evangelischen Fakultäten tun, noch immer sich feige aus dem Schußfeld drückend. Es ist hier nicht der Ort, sich auf die Gesamtproblematik des Beschlusses einzulassen, der immerhin von keiner andern deutschen Landeskirche mitgetragen wird, von der Ökumene zu schweigen. Gerade wenn man jedoch das Verhältnis zwischen Christen und Juden verbessern und doch wohl reichlich lautstark! – »erneuern« möchte, sollte man mit der Exegese des anfangs als Kronzeugen zitierten Paulus nicht so leichtfüßig umspringen, wie manche Enkel Barths es sich erlauben und reformierte Föderaltheologie es zu provozieren scheint. Es ist nicht wahr, daß »neu« und »alt« etwa in 2Kor 3 historisch statt eschatologisch zu verstehen ist, also bloß verschiedene Epochen, nicht endzeitliche Scheidung bezeichnet. Das Neue Testament, besonders seine Evangelien, müßten umgeschrieben werden, wenn das Zeugnis der Kirche gegenüber dem jüdischen Volke nicht in der Weise ihrer Mission der Völkerwelt wahrgenommen werden darf. Spricht man von der bleibenden Erwählung des jüdischen Volkes, muß man mindestens bedenken, daß schon die Propheten, erst recht Qumran und die vom »Rest« Israels sprechende Judenchristenheit nicht so pauschal gesprochen haben, von abweichender Haltung im Zionismus zu schweigen. Am wichtigsten ist mir aber, die Formulierung abzulehnen, »daß die Kirche durch Jesus Christus in den Bund Gottes mit seinem Volke hineingenommen ist«. Selbstverständlich wird kein orthodoxer Jude das akzeptieren. Für

ihn gehört zum Gottesbund nur, wer beschnitten ist und die Thora hält. Daß Christen Beschneidung und Thora im ganzen nicht übernehmen, trennt sie selbst von den Proselyten. Wer in das jüdische Volk »hineingenommen« wird, ist notwendig eine jüdische Gruppe oder Sekte. Mögen viele Judenchristen das im Jahrhundert so gesehen haben, schon der Stephanuskreis hat es nach der Anklage gegen ihn nicht getan. Unser Glaube an den Messias Jesus überschreitet die Grenzen, die einer jüdischen Gruppe oder Sekte gezogen sind. Heidenchristen können sich zwar »Gottesvolk« nennen, wie Paulus es, zumeist in Auseinandersetzung mit dem Alten Bunde, tut. Sie sind jedoch nicht Glieder des jüdischen Volkes und können es ohne Beschneidung und Gehorsam gegen die Thora nie werden. Eine Synode hat sich hier Geschichtsklitterung geleistet und nicht Versöhnung, sondern Verwirrung geschaffen.

Nicht zufällig war es für die Kirche stets schwierig, das Alte Testament einer »biblischen Theologie« zu integrieren. So häufig das Neue Testament und spätere Zeiten versuchten, im ganzen als christlich zu beanspruchen, was faktisch doch dem Judentum genommen war, so wenig fand man eine geeignete Theorie dafür. Mehr als ein verstümmelter Text war nicht zu gebrauchen, selbst wenn man allegorisierte. Das Schema von Verheißung und Erfüllung hilft nur teilweise, wenn man es recht gewalttätig anwendet, und ist historisch nicht zu rechtfertigen. Mit den Reformatoren mag man Gesetz und Evangelium auch hier konfrontieren, muß sich jedoch dessen bewußt bleiben, daß das nur von einer ganz bestimmten, eben reformatorischen Interpretation des Neuen Testaments her möglich ist. Historisch und theologisch stellt man aus späterer Sicht Kontinuität wie Diskontinuität fest. Ungebrochene Tradition gibt es nicht. Diese Zusammenhänge sind zu beachten, wo man vom »Gottesvolk« redet. Wir gebrauchen den Begriff, um jene Gemeinde zu bezeichnen, in welcher sich die Erwählung Israels fortsetzt und in welcher darum nicht grundlos das heilige Buch des Judentums Gottes Gnade und seinen Willen bekundet. Wir können jedoch mit diesem Begriff nicht mehr nationale, territoriale, rechtliche Ansprüche verbinden. Seine Gesetzstradition wird christlich auf das Liebesgebot reduziert. Die Christologie ist für uns der hermeneutische Schlüssel des Alten Testaments. Diese Aussage darf theologisch nicht umgekehrt werden, so gewiß historisch die Terminologie der Christologie, Soteriologie und die Anschauungsweise der Eschatologie aus dem Judentum stammen. Das ist der Sinn der berühmten Unterscheidung von »Geist« und »Buchstabe«. Der als Christus geglaubte und verkündigte Nazarener macht alles neu, läßt uns auch die alttestamentliche Geschichte sachkritisch interpretieren. Die Wunde, die Kirche und Synagoge schmerzlich trennt, muß irdisch offengehalten werden. Die beiderseitig dabei empfundenen Schmerzen zeigen aber an, daß wir uns nicht voneinander lösen können und in streitbarer Bruderschaft stehen. Ostern ist nicht die Prolongation des Sinai. Doch offenbart es, daß Gottes Herrschaft, am Sinai befreiend einem Volk ver-

kündet, im neuen Gottesvolk als dem Herrschaftsbereich des erschienenen Messias die ganze Welt für sich beansprucht, so den Bund und die Bruderschaft einer neuen Schöpfung erkennen läßt.

4. Konfession und Ökumene

Bibel wie Geschichte beweisen, daß die Christenheit zu allen Zeiten eine Fülle verschiedener Theologien, Konfessionen und kirchlicher Gemeinschaften aufwies. Man darf diesen Sachverhalt nicht dadurch verharmlosen, daß man mit der Romantik die offen zutage liegenden Unterschiede als Gliederung eines Organismus versteht, in welchem es viele Funktionen gibt und gleichwohl alles aufeinander angelegt ist, also eine umfassende Einheit bildet. Bittere Auseinandersetzungen, gegenseitige Verdammungen, Glaubenskämpfe können nicht übersehen werden. Kontradiktorische Gegensätze lassen sich nicht unter den Tisch fegen. Spaltung und Häresie begleiten den Weg des durch die Wüste wandernden Gottesvolkes auch im Neuen Bunde. Rudolf Bultmann hat vor einem Menschenalter weiteste Kreise mit dem Stichwort »Entmythologisierung« schockiert. Ihm ging es dabei um die Interpretation von Texten, welche menschliche Existenz aus mythischer Weltanschauung heraus begreifen. Im Streit um die Entmythologisierung habe ich stets auf Bultmanns Seite gestanden, sofern auch ich antike Denkweise nicht repristiniert sehen und als für uns verbindlich anerkennen wollte. Umgekehrt habe ich Bultmanns konkretes Verständnis von Existenz nie zu teilen vermocht. Aus solchem Zwiespalt kam es bei mir zu einer Radikalisierung der These Bultmanns. Texte müssen entmythologisiert werden, weil und soweit Menschen wie Welt einer ständigen Entmythologisierung bedürfen. Menschen und Welt können sich immer nur, im besten Falle, fragmentarisch und »wie in einem Spiegel« erkennen. Normalerweise werden sie in Trotz oder Verzweiflung, idealistisch oder skeptisch verblendet sich betrachten. Das Evangelium offenbart jedem, wer er ist, wo er steht, was ihm not tut. Das Evangelium entmythologisiert und entdämonisiert die irdischen Verhältnisse, darum auch unsere Anschauungen und die sie bekundenden Texte. Wir befinden uns auf einem Kampfplatz zwischen Gott und Götzen, in steter Versuchung, uns nicht durch Christus zum Ebenbilde unseres Herrn formen zu lassen, sondern uns selbst und unsere Umwelt nach dem eigenen Willen zu formen.

Die Kirche bleibt davon nicht unberührt. Harmonie war noch nie ihr Merkmal. Auch sie kämpft mit all ihren Gliedern an wechselnden Fronten, keineswegs unfehlbar, sondern häufig irrend, mit begrenzten Horizonten, den Strömungen der jeweiligen Zeit ausgesetzt, Notwendiges unterlassend, Fragwürdiges verteidigend, allezeit die Rechtfertigung der Gottlosen und immer neu die Heilung aus Besessenheit bedürfend. Entmythologisierung der Kirche ist eine der wichtigsten Aufgaben rechter

Theologie. Das Thema der Konfession lädt geradezu ein, bizarre Zustände auf ihren bleibenden Sinn zu befragen. Bis zum 2. Weltkriege und mancherorts darüber hinaus waren im deutschen Protestantismus die Konfessionen die kirchlichen Organisationsformen, neben denen an andere nicht einmal gedacht wurde. Ihre Bedeutung für die Gemeindeglieder blieb freilich zumeist gering, wenn der Konfirmandenunterricht mit seiner Unterweisung im lutherischen oder Heidelberger Katechismus absolviert war. Sie trat fast überhaupt nicht mehr in Erscheinung, wenn ein Unionskatechismus die beiden klassischen Lehrbücher ersetzt hatte. Die Gesangbücher, die Liedgut jeglicher religiösen Provenienz enthielten, charakterisierten die Realität des Gottesdienstes wie des christlichen Alltags. Allerdings gab es traditionell Enklaven der lutherischen oder reformierten Konfession, in denen die »reine Lehre« gepflegt wurde und Pastoren, von streng konfessionellen Professoren ausgebildet, noch zu Streitgesprächen fähig waren. Es gab schließlich kirchliche Behörden, die eindeutig oder in sachgemäßem Proporz den überkommenen Lehrstand bewahrten, und gewisse konservative Schichten auf den obersten Rängen der Ständevertretung, welche sich festgelegt fühlten, auch wenn sie im Detail schlecht oder überhaupt nicht bewandert waren. In Summa: Konfessionelle Strukturen und relativ wenige konfessionalistische Propagandisten verdeckten, daß die Glieder der Gemeinden im allgemeinen von den alten Lehrstreitigkeiten im Protestantismus nichts mehr ahnten und sich – häufig auch nur im sachlich Peripheren! – deutlich bloß von Katholiken und Sekten abgrenzen konnten.

Solche Entwicklung hatte in Aufklärung und Pietismus begonnen, sofern beide sich vom erstarrten Dogmatismus der Orthodoxie abwandten, sei es zu einem humanistischen Idealismus, sei es zu einer persönlichen Frömmigkeit im Sinne der Nachfolge Jesu. Sie wurde in Preußen durch die königliche Verordnung der Union auf breiter staatlicher Basis fortgeführt, die selbstverständlich besonders auch das Gesicht der theologischen Fakultäten bestimmte, in anderen Ländern sogar radikalisiert, so daß dort das Christentum die verbreitete Form einer religiösen Weltanschauung war. Nur wo der Pietismus nicht, gleichsam als Filter der Reformation, Fuß gefaßt hatte oder wo wie im sogenannten »Altluthertum« und den entsprechend streng reformierten Kreisen die orthodoxe Tradition sich behauptete, dominierte diese letztlich weltanschauliche, Konservative und Liberale trennende Sicht nicht. Für das Proletariat und die Schicht der Intelligenz waren fast durchweg die Kirchen nichts als Horte, Erben, Gesinnungsgemeinschaften eines religiösen Selbst- und Weltverständnisses. Konfessionen galten als mittelalterliche Gerüste dieser Anschauungsweisen, und der Protestantismus erschien auch und gerade mit seiner Pluriformität als relativ fortschrittliche Ausprägung religiöser Aufklärung. Wenn der Nationalsozialismus sich in seinem offiziellen Programm als Vertreter eines »positiven Christentums« bezeichnete, setzte er diesen Aspekt voraus und betonte mit dem Prädikat »posi-

tiv«, daß es ihm um die praktische Konsequenz dieser Auffassung vom Sinn des Lebens ginge. Genau das ist heute noch entscheidend, wenn auf vielen Seiten die »christlichen Grundwerte« betont werden, die es für echtes Christentum überhaupt nicht gibt, weil man den Glauben an Jesus als Herrn und die dadurch bedingte Solidarität mit allen Geschöpfen eben nicht als »Grundwerte« bezeichnen und sie in die Reihe der antiken Kardinaltugenden stellen kann. Das als Weltanschauung verstandene und akzeptierte Christentum ist das säkularisierte Restprodukt einer Dogmatik, deren christologisches und eschatologisches Zentrum dem aufgeklärten Menschen der Neuzeit nicht mehr zugänglich ist.

Wie schon der Name anzeigt, kam es durch die Bekennende Kirche, im Gegenschlag zur Vergewaltigung durch die Nazis und überhaupt zur Säkularisierung des Glaubens, zu einer innerkirchlichen Rückbesinnung auch auf die Konfession. Vorgearbeitet war dem vor allem durch die »dialektische Theologie«, ohne deren mächtigen Einfluß auf die junge Generation protestantischer Pastoren der Kirchenkampf und die für ihn grundlegende »Barmer Erklärung« von 1934 kaum denkbar erscheint. Doch wird man darüber nicht vergessen dürfen, was sich zum mindesten zeitweise, zumal im Anfang, mit dieser Theologie verband, etwa die sogenannte »jungreformatorsche« und die stark in der Jugendbewegung verwurzelte »liturgische« Bewegung. Die Reformatoren waren in ihrem Schrifttum von wahrscheinlich den meisten Studenten eifrig studiert und hatten lebendig nicht nur die Ursprünge des Protestantismus gegenüber den späteren Epochen herausgehoben, sondern auch, daß »Bekenntnis« zunächst als Akt des aktuellen Bekennens verstanden werden muß, ehe man in seiner Dokumentation so etwas wie eine *regula fidei* erblickt. Man darf nicht annehmen, daß all das schon vor 1933 die theologische Lage entscheidend bestimmt hätte. Dann wären nicht, von eingefleischten Liberalen, wirklich konfessionsgebundenen Konservativen und einer kleinen Gruppe religiöser Sozialisten abgesehen, fast alle protestantischen Theologen zwischen 1931 und 1934 in größte Verwirrung geraten, als ihnen unausweichbar ein Votum zur völkischen Frage abverlangt wurde. Dieses Votum fiel bei den Älteren zumeist zugunsten der Deutschnationalen, bei den Jüngeren ebenso eindeutig für die Nationalsozialisten aus. Zu stark waren wir alle in unserem ganzen Werdegang von der Romantik eines nationalen Idealismus geprägt worden, hatte man uns auch in der Universität Geschichte des Vaterlandes, Volk und Heimat als unaufgebbare Gaben der Schöpfungsordnung verherrlicht. Dieses Vermächtnis gab für uns den Ausschlag und relativierte oder verdrängte sogar das Entsetzen über den schlechterdings nicht zu übersehenden Judenhaß, der jedermann auf dem Dorf wie in der Großstadt und am schlimmsten wohl im Bürgertum der Kleinstädte entgegenschlug. Es läßt sich deshalb nur sagen, daß wir nicht ohne Alternativen waren, als die Nazis vom Sommer 1933 an immer brutaler ihr wahres Wesen enthüllten und bei allen nicht völlig Fanatisierten das Gewissen zu schlagen begann, spät und zaghaft

zuerst, bald aber unerbittlich vor öffentlich sichtbare Entscheidung stellend. Es war zwischen Volk und Evangelium zu wählen, auch wenn viele bis zu Stalingrad und darüber hinaus beides nicht trennen wollten und konnten. Je länger, desto deutlicher wurde jeder von uns gefragt, ob er für sich und mit seiner Gemeinde Abrahams Exodus aus seines Vaters Hause und aus seiner Freundschaft nachvollziehen wollte, wie es Fritz Graeber bereits in seiner Predigt auf der Barmer Bekenntnissynode sogar für die Pastorenfrau als moderne Sara gefordert hatte. Es begann stürmisch und durchaus nicht einig die Bekennende Kirche, welche sich gegenüber aller bisheriger kirchlicher Organisation als allein legitim erklärte und jedenfalls, außer in den sogenannten »intakten« Landeskirchen, auch jenes Kirchenregiment als nicht mehr verbindlich anerkannte, dessen Reste die Nazis hatten bestehen lassen. Ganz plötzlich gab es für uns das theologische Problem: legal oder legitim? Die Losung »Gemeinde unter dem Wort« antwortete darauf.

Mit einer kühnen These möchte ich behaupten, daß hier etwas erstand, was der Protestantismus seit seiner Gründung jedenfalls in Deutschland noch nicht erlebt hatte und was sachlich eine neue »Konfession« genannt zu werden verdient. Es handelte sich nicht bloß um eine religiöse Gruppenbewegung wie etwa in den mancherlei Erweckungszeiten seit dem 18. Jahrhundert oder in der sogenannten »moralischen Aufrüstung«. Aus dem Raume bestehender, konfessionell und regional getrennter kirchlicher Gemeinschaften und ihrer Gemeinden erwuchs eine neue, staatlich nicht anerkannte, aber von »Amtsträgern« und leitenden Gremien der bisher legalen Kirchengebilden geführte, von einer mehr oder weniger starken Gemeindebasis getragene Organisation, welche die wahre Kirche zu sein beanspruchte und sich dafür, durchaus im Sinne protestantischer Tradition, auf »Schrift und Bekenntnis« als ihre Legitimation berief. Mit einem Schlage war »Konfession« wieder aktuell, und zwar ebenso als öffentliche Protestation gegen Verfälschung des Evangeliums und Vergewaltigung der Gemeinde Jesu wie in der Berufung auf Bibel und Lehre der Väter wie in der Bezeugung der Freiheit von Christenmenschen und des Lebensrechtes aller Geschöpfe. Christenheit und Welt traten sichtbar auseinander. Kennzeichnenderweise verblaßte in diesen Jahren der interkonfessionelle Streit. Mindestens an der Basis fühlten Protestanten und Katholiken sich gemeinsam betroffen und gemeinsam zum Widerstand verpflichtet. Die neue Front lief quer durch alle vorherigen Bindungen in Familie, Beruf, Partei, Gesellschaftsschicht und weltanschaulicher wie religiöser Position. Mehr kann von »Konfession« nicht verlangt werden. Die Nachfolge war wichtiger als die theologische oder säkulare Dogmatik geworden, und Bruderschaft löste die kirchlichen Gliederungen ab.

Die Zeit der ersten Liebe dauerte nicht lange. Nicht staatliche Gewaltakte, die natürlich sofort einsetzten, dämpften den Geist, obgleich sie manchen, der sich zu weit exponiert fühlte, zur Vorsicht und zur Retraite ins rückwärtige Kampfgebiet veranlaßten, und zwar in den unteren wie in

den oberen Rängen. Begreiflich war auch, daß verschiedene Situationen, bessere Taktik, stürmisches Temperament und vor allem auch härtere oder geschmeidigere Gegner einen graden Frontverlauf niemals ermöglichten. Die vorher für recht fragwürdig gehaltene Preußische Union war das hauptsächlichste Angriffsziel und schon 1934 eine »zerstörte«, nämlich fremdverwaltete Kirche, weshalb dort zuerst der »Pfarrernotbund« sich bildete. Das alles konnte Realisten nicht unerwartet sein. Völlig unerwartet traf uns jedoch die Verweigerung der Solidarität seitens vornehmlich der lutherischen Landeskirchen außerhalb Preußens, als aus der Erklärung der Barmer Synode gesamtkirchliche Konsequenzen gezogen werden sollten. Strukturen, die zuvor ohne erhebliches Gewicht waren, werden zuweilen zu Bollwerken, wenn neues Leben die Verkrustungen der Vergangenheit sprengen will. Plötzlich war das Barmer Bekenntnis nur noch eine theologische »Erklärung«, weil es nicht umfassend zu allen Artikeln des Glaubens Stellung genommen hatte. Ob das überhaupt je möglich ist und ob das so Versuchte den Leuten an der Basis etwas zu sagen vermag, wurde kaum zureichend bedacht. Daß in der Stunde der Not das Einfache notwendig ist, alles Bekennen im Augenblick brutaler Übergriffe auf die Klarheit im Entscheidenden auszurichten ist, kümmerte diejenigen, denen das Wasser nicht bis zum Halse stand und deren Schutzwälle vorläufig noch regional hielten, weniger als die fixe Idee, daß man selber möglichst viel vom eigenen Hausrat in Sicherheit zu bringen habe. Konfessionalisten maßen, was die Stunde gebot, am Erbe vergangener Jahrhunderte, gerieten dabei in den Sog nicht aufhörender Kompromisse und ließen sich mehr durch den Feind als durch die Brüder bewegen. Es muß entmythologisiert werden: Die bekennende deutsche evangelische Kirche hat es nie gegeben, sondern nur Inseln des Widerstandes inmitten der Sturmflut und ein Hinterland, das der 2. Weltkrieg vor der totalen Zerstörung rettete. Darüber zerbrach zunehmend auch die Gemeinschaft im regionalen und lokalen Bereich. Übrig blieben Partisanennester und jene groteskerweise »intakt« genannten Gebiete, welche den erhaltenen Freiraum eines Ghettos mit immer dicker und höher werdenden Mauern abschirmten und die sofort nach Ende des Krieges einsetzende Restauration vorbereiteten.

Inzwischen hat sich mehr oder minder alles wieder auf die Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts eingependelt. Konfessionalistische Vorstöße scheiterten ebenso, wie die Hoffnung der radikal bekennenden Kirche auf eine bruderschaftliche Organisationsform der deutschen Landeskirchen bei der Wiederaufrichtung des evangelischen Kirchenbundes in Treysa sich nicht erfüllte. Vom erstarkten Luthertum wurde vergeblich die Aufspaltung der Union in einen lutherischen und einen reformierten Teil angestrebt. Vorher war der Entwurf des Soester Pfarrers Girkon, hinter den sich die westfälischen extremen Lutheraner stellten, in der hitzigen Auseinandersetzung einer theologischen Kommission unter Leitung von Präses Koch untergegangen. Er sah eine hochkirchliche Verfas-

sung des deutschen Luthertums mit entsprechender gottesdienstlicher Liturgie, einem an den regelmäßigen Eucharistiebesuch gebundenen Wahlrecht und episkopale Leitung mit einem deutschen Primas vor, welcher, in Skandinavien geweiht, die angeblich apostolische Sukzession fortführen sollte. Elf Jahre lang wurde ein Abendmahlsgespräch seitens theologischer Vertreter der beiden protestantischen Konfessionen geführt, das schließlich zu den »Arnoldshainer Thesen« kam, im Grunde jedoch nur akademische Beachtung fand. Nicht durchsetzen konnten sich aber auch die zumal vom Rheinland ausgehenden Proteste besonders reformiert geprägter Pfarrer gegen die Kindertaufe. Wirksam wurde allein, daß die beiden Konfessionen sich in einen Weltbund jeweils ihrer Prägung eingliederten, teils dem ökumenischen Trend folgend, teils mit der sehr rasch wachsenden ökumenischen Bewegung rivalisierend. Abschließend läßt sich sagen, daß im Grunde auf allen Ebenen nur die kirchliche Bürokratie ihr Ansehen zurückgewann und sogar mehrte. Ein Weg in offene Zukunft ist von da aus nicht mehr zu erkennen.

Ihn bietet dagegen, wenngleich mit vielen Hindernissen und teilweise recht problematischen Entscheidungen, die ökumenische Bewegung, welche nach dem Kriege global fast alle nichtrömischen Kirchengemeinschaften sich organisatorisch einverleibt hat. Daß auch die orthodoxen Kirchen sich ihr integriert haben und damit eine sonst nirgendwo vorhandene Brücke guten Willens und breiter Zusammenarbeit geschaffen wurde, gehört zu jenen Zeichen, welche die Bewegung zum wichtigsten kirchlichen Ereignis unseres Jahrhunderts werden lassen. Daß an der Basis nicht nur weitgehend Interesse und Bereitschaft zur persönlichen und gemeinsamen Mitarbeit rege ist, fällt gegenüber der verbreiteten Verständnislosigkeit für die konfessionellen Unterschiede auf. Es erweist sich am stärksten darin, daß katholische Priester und Gemeindeglieder, ungewöhnlich und durchaus im Gegensatz zur römischen Hierarchie in ihrer Oberschicht, sich engagieren – bis hin zur Teilnahme an für sie unstatthaften eucharistischen Gemeinschaftsmahlen. Deutlich ist auch jenseits des Grabens die Konfessionszugehörigkeit nicht mehr letztes Merkmal des Glaubens. Daß katholische Theologen in aller Welt die Verbindung theoretisch und praktisch unterstützten, verdient hervorgehoben zu werden. Am wichtigsten bleibt freilich, daß erstmals seit der ausgehenden Antike die Christenheit, freilich ohne ihre größte Gemeinschaft, sich weltweit zusammenschließt. In einer geschrumpften Erde, welche von so vielen politischen, wirtschaftlichen, rassischen, religiösen, kulturellen Konflikten geschüttelt wird, ist das mehr als zweckmäßig, nämlich unbedingt notwendig, wenn der Herrschaftsbereich Christi auf Erden nicht auf die Ebene einer Konföderation von Weltanschauungsgruppen herabsinken soll. So unverzichtbar die eine Kirche geglaubt und immer neu repräsentiert werden muß, so ist doch glaubwürdige Herrschaft Christi in aller Welt noch mehr zu bekunden, allein von da Einheit zu begründen.

Damit ist das Thema angeschlagen, das mich mit der ökumenischen Bewegung in Berührung brachte, so daß nun mein gesamtes theologisches Denken darauf ausgerichtet geschieht. Völlig unerwartet wurde ich 1963 zur Weltkonferenz von Faith and Order in Montreal eingeladen, um dort über die Einheit der Christenheit in der Vielfalt ihrer Organisation zu sprechen. Auf der Hand lag, daß damit, keineswegs einhellig in Genf und anderswo begrüßt, fast provokatorisch die Stimme einer radikal historischen Kritik aus der Schule Bultmanns auf ihre Eignung zur Eingliederung in den großen Chor getestet werden sollte. Ein Zusammenstoß mit der angelsächsischen Tradition, welche die Kommission bis dahin bestimmte, mehr noch mit griechischer und russischer Orthodoxie war unvermeidbar. Offensichtlich hatte der Genfer Stab angenommen, daß ich die Einheit der Bibel als Grundlage auch der kirchlichen Einheit postulieren würde. Gerade das war mir als kritischem Neutestamentler jedoch nicht möglich. Zum Entsetzen der meisten unter den fast fünfhundert Delegierten suchte ich darzutun, daß die Bibel eher die Vielzahl der Konfessionen als die Einheit der Kirche begründet. Ungefähr ein dreiviertel Jahr später kam man dann jedoch zur Einsicht, daß ökumenische Vielzahl, schon im Neuen Testament vorhanden und anerkannt, auch heute noch tragbar sein müsse, die gesuchte Einheit also, wie ich ausgeführt hatte, nicht ekklesiologisch, sondern christologisch zu definieren sei. Der Herr allein ist die Einheit all der faktisch und notwendig verschiedenen Nachfolger, was natürlich sachlich Bruderschaft im tiefsten wie weitesten Sinne auch ekklesiologisch bedeutet.

Das gleiche Problem stand erneut und radikaler in der Weltkonferenz von Evangelisation und Mission 1980 in Melbourne zur Debatte, wo ich über den neutestamentlichen Begriff der endzeitlichen Königsherrschaft Gottes den Hauptvortrag hielt. Nun sah man mit Augen, daß nicht mehr die Weißen die Christenheit zahlenmäßig bestimmten, theologisch zwar die Thematik vorschlagen konnten, ihre Behandlung aber nicht einmal organisatorisch noch fest im Griff hatten. Gegen die Warnung des synoptischen Jesus, der Apostelgeschichte und des Apostels Paulus wurde zum mindesten, wo ich es zu sehen vermochte, über Gottes Reich auf Erden phänomenologisch und soziologisch gesprochen. Seine sichtbaren Zeichen beschäftigten Herzen und Hirne. Unverkennbar gab es eine breite Strömung, welche ebenso naiv wie massiv revolutionäre Befreiung der Unterdrückten als zentrales Merkmal des himmlischen Reiches ansah, wobei Jesus nur die Rolle des Vorkämpfers blieb. Daß Ostkirchen infolgedessen sich als Repräsentanten der angebrochenen Vollendung verstehen, den Westen mindestens der Weißen jedoch noch dahin unterwegs sehen konnten und wollten, entbehrte nicht der Pikanterie. Keineswegs möchte ich bestreiten, daß das Evangelium vom Reiche und die Armen quer durch die Bibel betont verbunden sind. Schon lange kritisierte ich als Lutheraner deshalb die Definition der Kirche in der Augustana, weil neben rechter Lehre und Verwaltung der Sakramente als drittes

Kriterium die sichtbare Präsenz der Armen in Gemeinde und Gottesdienst nicht zu entbehren, Befreiung von irdischen Tyrannen als Teil der Frohbotschaft zu dokumentieren ist. Umgekehrt habe ich nie das Evangelium von einer konservativen oder liberalen oder revolutionären Soziologie der christlichen Gemeinde her entwickeln und das Reich Gottes anders als christologisch legitimieren lassen, weil Zeichen und Wunder auch vom Teufel geschehen. Es rächt sich heute in der ökumenischen Bewegung, daß man stets von Versöhnung sogar in der Welt der Menschheit, nie vom Problem der kirchlichen Häresie gesprochen hat. Denn Häresie ist zugleich mit Versöhnung dort kräftig ins Kraut geschossen. Beweis dafür ist, daß über die Grenzen der kirchlichen Gemeinschaft nicht verhandelt werden darf. Hier müßte die Konfession als unentbehrliches Korrektiv ökumenischer Entwicklung, die Christologie als Norm aller Ekklesiologie, und zwar gerade auch in ihrer richtenden Funktion, anerkannt werden. Denn jedenfalls ist keine Gemeinschaft christlich, für welche Jesus nur Modell rechten Verhaltens und deshalb stets durch andere Modelle ersetzbar ist. Nichts ist überall in der Christenheit notwendiger, als Ideologie deutlich vom Evangelium abzuheben, sei es diejenige der Bourgeoisie oder die andere der Revolutionäre.

Sehe ich richtig, ist das die gegenwärtige Krise der ökumenischen Bewegung. Sie hat sich alles einverleibt, was sich selbst zu ihr drängte. Sie kann sich nicht der weltgeschichtlichen Situation entziehen, in welcher West und Ost politisch und kulturell aufeinanderprallen und die christlichen Kirchen jeweils in den dadurch entstehenden Sog mit hineingezogen werden. Vor allem aber erfährt auch sie, daß auf die Dauer der Nord-Süd-Konflikt gefährlicher wird und der weiße Mann zwar noch technisch und militärisch überlegen ist, sogar diese Überlegenheit jedoch nicht mehr überall genutzt werden kann, ohne eine kosmische Katastrophe zu beschwören. Die Zeit bläst Sturm in unser Gesicht. Unsere Vormacht wackelt an allen Enden und Ecken. Wenn die Politiker das nicht wahrhaben wollen, sollten die Kirchen dem Provinzialismus entgegenzutreten, der noch in den Verhältnissen und Maßstäben des vorigen Jahrhunderts befangen ist. Nur deshalb gewahrt man nicht oder wagt nicht zu sagen, daß der Klassenkampf, den unsere Vorfahren national und allenfalls kontinental ausfochten, heute weltweit im Gange ist. Technik und Rüstung dienen in Wahrheit dem Erhalt von Besitz, der Vermehrung des Kapitals und der daraus unvermeidlich folgenden Ausbeutung von Natur und abhängigen Menschen auf der ganzen Erde. Jeder, der das Geringste sein eigen nennt, lebt von Schweiß, Hunger, Folter und Mord derer, die sich revolutionär wehren müssen, wenn ihre Kinder menschenwürdig heranwachsen sollen. In diesem weltweiten Klassenkampf darf die Christenheit, weil auf der Seite des Menschen, nur auf der Seite der Revolutionäre stehen. Anders muß sie zu den Ausbeutern gehören. Sie hat das wie aus Liebe, so auch aus Vernunft und Realitätssinn zu tun.

Man verläßt keinen Weltkongreß ohne die Erfahrung, daß nichtweiße Christen sich auch theologisch an den Freiheitsbewegungen orientieren. Das heißt, daß ihre Führer die abendländische Tradition der Dogmengeschichte nicht mehr zu begreifen vermögen und sie für sich durchaus nicht als verbindlich akzeptieren. Das gilt, so gewiß ihre westliche Erziehung, etwa in Missionsschulen, ihre Emanzipation noch aufhält, ein Ersatz für das bisher gutwillig Übernommene nicht einfach aus dem Boden schießt, Weltreligionen sich freundlich oder feindlich begegnen und zum Synkretismus verlocken. Die ökumenische Bewegung sollte jedem Christen, wenn die Politik das nicht tut, den Blick auf die weite Welt öffnen. Er müßte begreifen, daß von dort aus das Geschick seiner Kinder und Enkel entschieden wird. Der Mensch ist das einzige Wesen, dem es möglich ist, vor der Wirklichkeit Augen, Ohren und Nase zu verschließen. Daß Bekehrung Öffnung für neue Welt, Annahme der fernsten Brüder, Exodus aus Vaterhäusern und gewohnten Lagern bedeutet, leuchtet vielfach denen nicht oder zu spät ein, welche unentwegt bekehren wollen und sich Himmel erträumen, statt wie ihr Herr sich der Erde hinzugeben. Auch gegen unsern Willen werden wir lernen müssen, arm zu werden und unter Mißtrauen und Verachtung zu dienen, wo wir früher die Schulmeister oder die von Gott besonders Auserwählten spielten. Viel wird über Bord gehen, was uns lieb ist, andern aber als Besitz von Privilegierten erscheint. Die Frage nach der unaufgebbaren eisernen Ration sollte gestellt und sehr radikal beantwortet werden, wenn wir uns der Ökumene, wie sie faktisch ist, eingliedern, ohne doch dem Enthusiasmus religiös getarnter Freiheitsbewegungen zu verfallen. Was Konfession noch ist und zu leisten vermag, muß unter diesem Gesichtspunkt der eisernen Ration bedacht werden. Die Nachfolge des gekreuzigten Christus dürfte dabei das wichtigste Gut der reformatorischen Konfession sein, das wir als Mitgift in eine zukünftige Christenheit einzubringen haben, vielleicht sogar das einzig schlechterdings Unaufgebbare.

5. Widerstandsbewegung

Die Urchristenheit verstand sich als Schöpfung der Endzeit. Kein Wort des Neuen Testaments wird recht interpretiert, wenn man sich nicht daran erinnert. Das bedeutet aber, daß die ersten Christen nicht zufällig ihr Leben mit jenem Begriff kennzeichneten, der den Stand und die damit verbundene Haltung des griechischen Vollbürgers einer Polis zum Ausdruck bringt. Parrhesía ist das Recht, öffentlich im politischen Bereich auftreten und sprechen zu dürfen, also nicht bloß dem Blick der Öffentlichkeit ausgesetzt zu sein, sondern auch, offen für die Fragen des Gemeinwesens, die eigene Meinung furchtlos zu bekunden. Übertragen gewinnt das Wort dann den Sinn von Mut, Vertrauen und fröhlicher Freiheit. Die Freien sind die »Offenen«. Christen haben, weil sie sich als Bür-

ger der himmlischen Stadt und als deren irdische Vertreter fühlen, den griechischen Begriff aufgenommen, um damit diesen ihren durch die Endzeit ermöglichten Stand und das daraus folgende Verhalten zu charakterisieren. Offenheit signalisiert auch bei ihnen Freiheit. Mit ihnen und durch sie bricht schon heute in alle Welt etwas vom Lichte des Jüngsten Tages. Sie sehen und sind gewiß, daß selbst die Gräber sich für sie öffnen werden, und leben seit Pfingsten unter einem offenen Himmel. So kann auch die Erde ihnen nicht unüberwindbare Hindernisse entgegenstellen. Ihre Sendung sprengt Riegel und Mauern und Lager. Kein Ghetto bindet sie an einen festen Platz. Sie sind als die Freien die Ausziehenden und Wandernden, nirgends gebunden und jedenfalls nicht sich selbst hinter allerlei Gräben Verschanzenden, ihre Botschaft Verschweigenden, sich vor herrschenden Traditionen, Vorurteilen, Weltanschauungen, Machtverhältnissen Fürchtenden. Sie haben den Auftrag nicht vergessen, daß sie von den Dächern schreien sollen, was sie im Verborgenen gehört haben, daß sie zu allen Völkern gehen müssen und sich überall der in Not Befindlichen anzunehmen haben. In 1Kor 4,9-13 vergleicht Paulus die Apostel, offensichtlich als Modell der sich aufblähenden, christliche Existenz enthusiastisch verleugnenden Gemeinde, mit den Verdammten, welche in der Arena ihren Tod finden, der Welt, den Engeln und den Zuschauenden Menschen ein Schauspiel. Eph 3,10 greift das auf. Fürstentümer und himmlische Herrschaften gewahren nun in der Gemeinde das geoffenbarte Evangelium als Gottes Weisheit, und 6,12 zieht daraus die Konsequenz: »Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen.« Die fröhliche Freiheit der Christenmenschen bewährt sich als Nachfolge ihres Herrn im Kampf mit den Dämonien der Erde und im Leiden, welches irdisch das Bild des Gekreuzigten wach hält. Bultmann hätte vermutlich diese letzte Stelle nicht gerade als zentrale Aussage jenes Selbstverständnisses angesehen, um das es in seiner Theologie ging. Er hätte sie allenfalls im Sinne Kierkegaards entmythologisiert, nämlich als Beschreibung christlicher Existenz in der Auseinandersetzung mit ihrer alltäglichen Umgebung gelten lassen. Das wäre auch nicht falsch, obgleich eine Reduktion vorliegt. Hat man aber erkannt, daß Entmythologisierung von Texten nur deshalb erforderlich ist, weil menschliche Sicht des eigenen Ich und der Welt normalerweise der Besessenheit durch Ideologien, herrschende Zwänge oder Verlockungen entspringt, wird man Entmythologisierung nur als Bestandteil der Entdämonisierung von Mensch, Verhältnissen, Erde begreifen lernen. Die Bibel macht darauf aufmerksam, wenn sie auf unsere Verstricktheit in Dummheit, Blindheit, Taubheit, Knechtschaft hinweist, kurz: auf das, was man dogmengeschichtlich nicht gerade glücklich »Erbsünde« nennt. Wer als Exeget nicht ernst nimmt und auf die Gegenwart überträgt, was in der Bibel von der Macht dämonischer Gewalten erzählt wird, und evangelische Freiheit nicht mit Kol 1,13 in der Taufe begründet sieht, nämlich als Er-

rettung aus der Obrigkeit der Finsternis und Entrückung in das Reich des Sohnes, wird weder der Antike noch unseren eigenen Lebensumständen gerecht werden können. Die Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts reicht zu beidem nicht mehr aus.

Es war für mich überaus bedeutsam, vielleicht sogar der letzte mir mögliche Schritt in meiner ekklesiologischen Besinnung, als ich, wesentlich durch die von mir erfahrene Wirklichkeit geleitet, die Relevanz des Heils als Heilung und Entdämonisierung entdeckte. Nach dem Kriege mußten meine Freunde und ich völlig unvorbereitet aus dem Pfarramt aufs Katheder. Eine der glänzendsten Generationen deutscher Neutestamentler war ausgefallen. Konnten wir mehr sein als Notbrücke zwischen dem Gestern und dem Morgen? Unter schwierigsten Umständen und nur in halber Besetzung begannen wir in Mainz, hungrig, frierend, während der Wintermonate auf einem Feldbett in der Universität schlafend, morgens ohne Frühstück auf der Toilette uns waschend, ohne Literatur außer der, welche wir selber hatten. Fünf Missionsbüchereien aus Rheinland-Pfalz enthielten keinen einzigen neueren Kommentar. Weil ich noch nie ein Kolleg gelesen hatte, mußte ich mich im Laufe von fünf Jahren durch das ganze Neue Testament von Matthäus bis zur Offenbarung des Johannes durcharbeiten, den Studenten jeweils nur einen halben Tag voraus und neun Stunden Vorbereitung für eine jede Stunde Vorlesung benötigend. Als es dann allmählich besser ging, überschwemmte uns eine Sturzflut angelsächsischer Literatur, die wir uns nur aneignen konnten, wenn wir – als »Humanisten« der Sprache nicht kundig! – mit unseren Kindern zusammen Englisch lernten. Zugleich begann ein noch recht mühsamer wissenschaftlicher Austausch mit den Niederlanden, Großbritannien, Skandinavien, der Schweiz. Als Deutscher bewegte man sich ohnehin auf den Fußspitzen, als Bultmannschüler und Existentialist stieß man zumeist auf totales Unverständnis gegenüber unserer radikalen Kritik und teils durch die dialektische Theologie, teils durch Heidegger bestimmten Denkweise. Auch die Betonung der Eschatologie des Urchristentums blieb lange ein arges Hindernis. Von Einzelgängern abgesehen, brachen zunächst amerikanische Kollegen eine breitere Bresche für uns, so daß wir etwa um die Mitte der Fünfziger Jahre wieder salonfähige Gesprächspartner wurden. Ich erzähle das so ausführlich, um herauszustellen, daß jeder von uns auf seine Weise mit der Eingliederung in die akademische Arbeit und dem inneren Aufbau der deutschen Universität vollauf beschäftigt war. Von da aus erklärt sich weitgehend, daß uns wenig Zeit und Kraft blieben, um uns mit unserer Umwelt zu befassen, in welcher politisch und kirchlich allerorten die Restauration des vorhergehenden Jahrhunderts betrieben wurde. Der Koreakrieg, der uns in das westliche Bündnissystem zurückbrachte, unsere Industrie mächtig aufblühen ließ und den Exportboom ermöglichte, begründete gleichsam über Nacht unsere Wohlstandsgesellschaft. Dieser Zusammenhang ist fast völlig vergessen oder wird bewußt verschwiegen. Er ist auch uns im allgemeinen nicht deutlich geworden.

Wir hatten, damals wohl mit der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes, gegen die militärische Aufrüstung protestiert. Die Tatsache, daß Restauration und ein ferner Krieg uns nach der schrecklichsten Katastrophe so schnell erneut zum Aufstieg an der Seite der Sieger verhalfen, ist uns meistens nicht zu Herzen gegangen, weil wir zu sehr, wie alle andern um uns herum, mit unserer Arbeit zu tun hatten, glücklich darüber, daß niemand uns sonderlich störte, Verlorenes ersetzt, Ersehntes endlich verwirklicht werden konnte. Anfängliche Scheu und Scham verflohen im gleichen Maß, wie der Erfolg auf allen Ebenen zunahm.

Nicht alle waren derart naiv und bloß auf das Nächstliegende konzentriert. Das sogenannte »Darmstädter Wort« des Bruderrates der Evangelischen Kirche war 1947 eine wahrhaft prophetische Stimme, die allerdings das Schicksal mancher Wüstenpredigt erlitt und sogar in den Landeskirchen ohne Resonanz blieb. Wenigstens Jahrzehnte später sollte eingestanden werden, daß dort zu einer Buße gerufen wurde, deren Verweigerung uns den Dämonien unserer heutigen Welt rückhaltlos auslieferte. Hier und fast allein hier besann sich die Christenheit in unserem Lande auf ihre öffentliche Verantwortung, erkannte sie ihre politische Schuld und die daraus folgende Gefahr. Daß Kirche in unserem Volk egozentrisch ihre soziale Verpflichtung nicht angemessen erfüllt hatte, führte zu dem damals und wohl noch immer zumeist als ungeheuerlich empfundenen Satze: »Wir haben das Recht zur Revolution verneint, aber die Entwicklung zur absoluten Diktatur geduldet und gutgeheißen.« Damit war dem Kapitalismus des kleinen und großen Bürgertums, seiner Verbrämung durch die Stichworte »freie Marktwirtschaft«, »abendländische Kultur«, »freie Welt« der Fehdehandschuh hingeworfen. Daß der Klassenkampf aus nationalen Grenzen ausgebrochen und international zur hemmungslosen Ausbeutung der Schwachen oder Entrechteten in aller Welt ausgeweitet war, wurde in einer Zeit festgestellt, als wir über eine »unbewältigte Vergangenheit« hinweg wieder alle Wege für den weißen Mann und nicht zuletzt für uns selber offen sahen. Der Tumult, den später die Ostdenkschrift der evangelischen Kirchen Deutschlands auslöste, blieb aus, weil man vermeintliche Schwärmer und unentwegte Störenfriede nicht ernst nehmen konnte und wollte. Die deutsche Christenheit hatte nochmals eine entscheidende Stunde verpaßt, sich nicht als Zeugin ihres Herrn bewährt.

Zwanzig Jahre später wurde auch ihr die Rechnung dafür zugestellt, als aufsässige studentische Jugend zunächst nach der Rolle ihrer Väter und Lehrer im Dritten Reich zu fragen begann, darauf fast überall keine Antwort bekam und nun in die offene und wie ein Buschfeuer um sich greifende Revolte gegen alle Institutionen und mehr oder minder alles Ältere überwechselte. Ihre Undankbarkeit, ihre Unfähigkeit, die Leistungen der Nachkriegszeit gerecht zu beurteilen, ihr häufig infantiler Trieb, zu provozieren und mit Slogans jedes sachliche Gespräch zu überschreien, werden von den Betroffenen nicht vergessen werden. Es ist mancher

daran innerlich zerbrochen. Daß jetzt auch die bis dahin nicht allzu sichtbare Bourgeoisie geschlossen auf den Plan trat und seit dieser Zeit brutales Vorgehen gegen alle Außenseiter der Gesellschaft unterstützt, liegt auf der Hand. Die Polarisierung, welche vorher im wesentlichen nur die Parteien bestimmt hatte, breitete sich überall aus. Daß Kirchenleitungen und Synoden sie schweigend tolerierten oder sogar in ihrem Bereich förderten, müßte von allen Christen als Schande empfunden werden. Haß fraß sich bis in die Familien hinein. Wenn man jedoch all das zugestanden hat, wird man gleichwohl feststellen dürfen, daß diese revoltierende Jugend denen, die zum Lernen und Sehen überhaupt bereit waren, die Augen für eine bittere Wahrheit zu Öffnen vermochte: Wir waren wie Israel aus der Knechtschaft durch verbrecherische Tyrannei in die Wüste und Trümmerfelder der Nachkriegszeit gezogen, um beim Tanz um das goldene Kalb zu enden.

In gewisser Hinsicht habe ich in jenen Jahren, mitten in den Strudel täglicher Auseinandersetzung hineingezogen und für fast alle alten Freunde wie für meine Kollegen an der Universität unbegreiflich, mich von den Jungen bekehren lassen und es nie bereut. Meine theologische Arbeit gewann dadurch ein unverwechselbares und höchst konkretes Ziel. Die Voraussetzungen waren längst gegeben: Christliches Leben ist nie Privatsache. Unsere Sendung führt wie in den Alltag, so in die Welt. Wir haben endzeitliche Freiheit von den Mächten und Gewalten zu verkünden und mit unserer Existenz leidend zu bezeugen. Unser Evangelium hat eine politische Dimension, welche, um Barmen zu zitieren, keinen irdischen Bereich autonom, der eigenen Gesetzlichkeit überläßt, sondern jeden unter Verheißung und Anspruch Jesu Christi stellt. Nun wurden die Götzen sichtbar, mit denen wir es heute zu tun haben und denen sich selbst in der Christenheit unzählige Knie beugen, nämlich jene Privilegien, welche der weiße Mann erbittert mit Wissenschaft, Technik, Waffen und Ausbeutung der Schöpfung wie Geschöpfe verteidigt, obgleich seine Vorherrschaft auf tönernen Füßen steht und dem Untergang geweiht ist. Dämonische Besessenheit regiert unsere bürgerliche Wohlstandsgesellschaft, wenn sie auf Kosten unzähliger Millionen Verhungernder lebt, den Atomkrieg in ihre Politik einkalkuliert, in dem doch niemand überleben, geschweige siegen kann, und der Bergpredigt des gekreuzigten Nazareners allenfalls Bedeutung im Hausgebrauch jener Frommen beläßt, welche auch die Ewigkeit noch für sich beanspruchen. Wo das geschieht, muß wahre Kirche die irdische Widerstandsbewegung des erhöhten Christus werden. Die folgenden Aufsätze und Vorträge sollen das erläutern und damit zu der Parole von Jes 26,13 zurücklenken, um dementwillen die Gestapo mich 1937 abholte: »Herr, unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns denn du; aber wir gedenken doch allein dein und deines Namens.«